

Torpedierte Liebesverstrickungen

Oper auf DVD und Blu-ray:
die besten Neuerscheinungen der letzten Wochen

Auch ein William Christie findet immer noch Ausgefallenes. Länger schon ist er ein Fan von Jean-Joseph Cassanéa de Mondonville (1711-72), der bei Ludwig XV. königlicher Hofkapellmeister und Komponist bezauobernder Motetten wie sublimen Opern war. Mitten im Lockdown-Januar 2021 gelang ihm in der Pariser Opéra-Comique mit den bewährt subtil wie farbig aufspielenden Les Arts Florissants eine szenische Aufzeichnung der Pastorale héroïque „Titon et L'Aurore“, der anno 1753 ungemein erfolgreichen Geschichte eines in Aurora verliebten Schäfers. Sie freilich ist nicht nur im Nebenberuf für die Morgenröte verantwortlich, sie muss sich zudem den Nachstellungen des Windgotts Aeolus widersetzen; während Titon von der Herdengöttin Pales nachgestellt wird.

Vorangestellt ist zudem ein Prolog, in dem Prometheus den Menschen das Feuer bringt. Doch schon dieser Ringelpietz mit Lehmputzchen in einer Pappkulisse zwischen Glitzervorhängen und mit einem Rauschebartgreis als Prometheus (dafür potent singend: Renato Dolcini) macht deutlich: Das ist dem Regisseur wie Puppenspieler Basil Twist arg kunstgewerblich wie kasperletheaterputzig gelungen. Ob der Hof einst an den allerliebsten Wuschelschafen und dem Talmiglitzer der Kostüme Freude gehabt hätte?

Doch die von Göttern torpedierten Liebesverstrickungen zwischen Titon und Aurore sind sehr, sehr hörensenswert. Man bekommt so immerhin eine dramatische Ahnung der Handlung und kann sich am herrlich eloquenten, zerbrechlich zarten wie auftrumpfenden Gesang des tenoralopulenten Reinoud van Mechelen (Titon), der sopranfeinen Gwendoline Blondeel (Aurore), des bassbariton wütenden Marc Mauillon Ariette (Éole) und der reifen Emmanuelle de Negri (Palès) zwischen Arietten, Chorhymnen und Contredanses laben.

Ebenfalls publikumsfrei wurde Riccardo Zandonais beider Verismo-Reißer „Francesca da Rimini“ an der Deutschen Oper Berlin als hinreißendes Anti-Co-

rona-Fanal herausgebracht. Johannes Leiacker hat sich fast ganz ohne Renaissancebezug als helles Einheitsbühnenbild einen geblühten Salon mit Wintergarten ausgedacht. In solchem pseudorealistisch-symbolischen Ambiente entfaltet Loy gern seine nachdrücklich bohrenden, historisch fluiden Psychoanalysen.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs hat Zandonai eine nicht wirklich geschickt auf die Zweierbeziehung reduzierte, mit einigen spätraffaelitisch anmutenden Genreszenen behübschte Oper komponiert. Der dramatisch disponierende Carlo Rizzi macht das Süffig-Dekadente zum fülligen Hörgenuss. Francesca da Rimini und Paolo il Bello, das ist die in der Literatur, der bildenden Kunst wie der Musik vielfach bearbeitete, von Giovanni Boccaccio 1373 verbreitete unglückliche Liebesgeschichte aus Dantes „Göttlicher Komödie“. Bei Sara Jakubiak glüht zielgerecht die Leidenschaft der sich selbst entdeckenden Francesca als strenger Todesengel zwischen sterbenswütigen Männern. Aus dem hervorragenden Ensemble lassen der präzise charakterisierende Charles Workman (Malatestino) und die Sklavin Smaragdi (Amira Elmadfa) aufhorchen.

Schon 2019 kam – in englischer Sprache – an der Bayerischen Staatsoper die „Snow Queen“ des sanftmütig tönenden Dänen Hans Abrahamsen als deutsche Erstaufführung heraus. Der hat seine Version des berühmten Andersen-Kunstmärchens für die versatile Sopranistin Barbara Hannigan geschrieben.

Die geriert leider zum Einschlafen langweilig und entwicklungslos, obwohl doch hier eine Geschichte vom Erwachsenwerden erzählt wird. Was auch an der stereotyp klischeestarken Inszenierung Andreas Kriegenburgs liegt. Zwischen Plastikplanen, Kunstschnee, Kranken-

hausbetten und schmierigen Fliesen spielte alles in einer Psychiatrie-Pathologie mit Schwestern und Knochensägen.

Abrahamsens postminimalistischer Schnee klingt fad. Er fiepst und schmirgelt, leuchtet irisierend und eiert in Dauertonschleifen dahin. Da mag Cornelius Meister noch so viel alles im Klammergriff habende Dirigiermühe für das trotzdem unterforderte Riesenorchester aufwenden. Aber auch dramaturgisch bleibt es sehr unterkomplex: Gerda folgt hier ihrem kindlichen Freund Kay, der sich als Schwergemütskranker vom Leben entfernt, in die geschlossene Anstalt, so will es Kriegenburg; es ist – mal wieder – eine Rückblende.

Gerda, das ist die wenig geforderte Hannigan. Kay ist aufgespalten in einen Mezzo (Rachael Wilson) und ein Schauspielerdoubling, dazu gibt es von beiden noch Kinderversionen und eine ältere Doppelgängerin. Die peripher vorbeiziehende Schneekönigin wird, Achtung: Gendercrossing!, von einem Bass gesungen. Was Peter Rose charismolos erledigt.

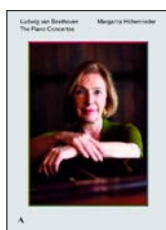
Manuel Brug

Mondonville: Titon et l'Aurore; Reinoud van Mechelen, Gwendoline Blondeel, Emmanuelle De Negri u. a., Les Arts Florissants, William Christie; Regie: Basil Twist (2021); Naxos

Zandonai: Francesca da Rimini; Sara Jakubiak, Jonathan Tetelman, Charles Workman u. a., Chor und Orchester der Deutschen Oper Berlin, Marc Albrecht; Regie: Christof Loy (2021); Naxos

Abrahamsen: The Snow Queen; Barbara Hannigan, Rachael Wilson, Katarina Dalayman, Peter Rose, Caroline Wettergreen u. a., Chor und Orchester der Bayerischen Staatsoper, Cornelius Meister; Regie: Andreas Kriegenburg (2020); BSO Records





Musik
★★★★
Inhalt
★★★★
Ton/Bild
★★★★

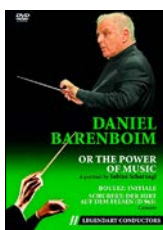
Beethoven: Klavierkonzerte; Margarita Höhenrieder, Staatskapelle Dresden, Fabio Luisi, Bamberger Symphoniker, Martin Haselböck, Bayerisches Staatsorchester, Bruno Weil u. a. (2008/20); Accentus (3 DVDs)

Claudio Abbado, Kirill Petrenko, Lorin Maazel sind nur einige der berühmten Dirigenten-Persönlichkeiten, mit denen die Münchner Pianistin und Professorin Margarita Höhenrieder aufgetreten ist. Als einen ihrer wichtigsten Lehrer nennt sie die Busoni-Wettbewerb-Preisträgerin selbst den 2020 verstorbenen Amerikaner Leon Fleisher. Dieser studierte bei Artur Schnabel, der wiederum Schüler von Theodor Leschetizky war. Dessen Lehrer Carl Czerny hatte Unterricht bei Beethoven. Ururenkel-Schülerin Margarita Höhenrieder bekennt im informativen Booklet-Interview, dass für sie Czernys Anmerkungen zur Beethoven-Interpretation größte Bedeutung hätten.

Die Live-Mitschnitte der fünf Beethoven-Klavierkonzerte entstanden zwischen 2008 und 2020. Um das herauszufinden, muss man eine Passage im Booklet-Text aufspüren, auf die Credit-Abspannpassagen gehen oder im Internet forschen. Angaben dazu gibt es weder auf den drei DVDs selbst noch außen auf dem Cover oder schnell auffindbar im Booklet. Musikalisch präsentiert sich die Pianistin in den Beethoven-Konzerten als anschlagsvariantenreiche und sehr sensible Interpretin, mit gut dosierter Energie und rhythmischem Puls.

Die fünf Konzerte sind recht konventionell gefilmt. Ebenso die vier Kurz-Dokumentationen und Interviews mit der Pianistin und den Dirigenten. Sie entstanden im Zusammenhang mit den jeweiligen Aufnahmesessions und sind daher bis auf das Es-Dur-Klavierkonzert von 2020 nicht aktuell. Dennoch zeigen sie eine sehr reflektierte Künstlerin und energisch-frische Pädagogin bei der Arbeit. Lohnend ist der Probenausschnitt mit Leon Fleisher bei Beethovens drittem, dem c-Moll-Klavierkonzert.

Elisabeth Richter



Musik
★★★★★
Inhalt
★★★★★
Ton/Bild
★★★★

Daniel Barenboim Or The Power Of Music. Regie: Sabine Scharnagl (2017); Arthaus

Daniel Barenboim ist der einzige Weltklasse-Pianist, der auch ein Weltklasse-Dirigent ist (und umgekehrt). Sabine Scharnagl hat für ihre Fernseh-Dokumentation zum 75. Geburtstag 2017, die jetzt als DVD im Vorfeld zum 80. Geburtstag Barenboims im November 2022 herauskam, zahlreiche Weggefährten befragt. Auch etwa seine Frau Elena Bashkistrova. Sie erzählt, wie sehr Barenboim der israelisch-palästinensische Konflikt schmerzt und die Entfremdung zu Israel, seiner langjährigen Heimat. Durch die Gründung des West-Eastern Divan Orchestra 1999 gab er der Verständigung beider Seiten einen Impuls, zumindest unter den Musikern, die das im Film bestätigen. Alles ist jetzt schwieriger geworden. Doch Barenboim wagte es sogar bei der Verleihung des Wolf-Preises in seiner Dankesrede in der Knesset zu fragen, „ob die Besetzung und Kontrolle eines anderen Volkes mit Israels Unabhängigkeitserklärung in Einklang gebracht werden“ könne.

Die Dokumentation geht zu den Lebens- und Wirkungsorten des Künstlers: nach Berlin, wo die Staatskapelle ihn zum Chefdirigenten auf Lebenszeit ernannt hat, nach Israel, nach Ramallah oder nach Argentinien, wo Barenboim 1942 geboren wird. Dort begegnet das Wunderkind dem anderen Wunderkind Marta Argerich. Beide suchen als Mitt-Siebziger die Orte ihrer Kindheit auf. Im multikulturellen Argentinien habe er gelernt, sagt Barenboim, dass man mehrere Identitäten haben könne, dass man den anderen respektieren müsse. Das solle eine Lehre für die ganze Welt sein. Daniel Barenboim ist viel mehr als ein Musiker. Das zeigt diese Dokumentation eindrücklich. Dass 2019 Kritik an seinem Führungsstil in Berlin publik wurde, das konnte die 2017 produzierte Dokumentation nicht mehr einbeziehen.

Elisabeth Richter